

Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 14. 1896.

Der Enterble.

Roman von Paul Blumenreich.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Baron und die Baronin Rothhausen saßen an einem schönen Vorfrühlingstage auf der rückwärtigen, in den nur schlecht gepflegten Garten blickenden Terrasse von Rothhausen.

Jedes von ihnen seufzte für sich — es war Zeit, daß es Frühling wurde! Sie hatten auch diesmal den Winter auf dem Lande bleiben müssen, weil ihre Mittel nicht ausreichten, um in der Residenz zu leben. Das hatte sie Beide arg verstimmt und mit mürrischen, freudlosen Mienen, gelangweilt und verdrossen, schauten sie über die junge Lenzesherrlichkeit hinweg, die sich auch hier, in dieser einigermaßen vernachlässigten Umgebung, geltend machte. Der Mann da in der bequemen Jagdjoppe hatte keinen Sinn für das Keimen und Sprießen ringsum. Er drehte an dem langausgezogenen, fahlblonden Schnurrbart und trommelte mit den langen, noch immer wohlgepflegten Nägeln der Linken auf den Tisch.

Der Baron war zwar von stattlicher, schlanker Figur — man sah ihm auf hundert Schritt den ehemaligen Offizier an — aber seine Haltung war müde, Züge und Gesichtsfarbe weiß und verlebt, in den militärisch zugeschnittenen, offenbar nicht mehr sorgfältig behandelten Haaren sprachen beginnender Mondschein und starkes Ergrauen an den Schläfen von einem früh hereinbrechenden Alter. Der Arzt oder Physiologe hätte vielleicht aus gewissen Merkmalen auf leise sich entwickelnde Trunksucht geschlossen — mit einem Worte: keine sympathische Erscheinung, trotzdem er offenbar ein hübscher Mann gewesen war.

Eine sehr hübsche Frau war die Baronin noch heute. Sie sah mit ihren neunundzwanzig Jahren nicht, der Wirklichkeit entsprechend, um fünf, sondern um reichlich fünfzehn Jahre jünger aus, als ihr Gatte. Zwar zeigte auch sie deutlich, wie wenig behaglich sie sich in ihrer jetzigen Lage befand; sie achtete nicht mehr, wie sonst, auf ihre Toilette, und ihr ausdrucksvoller, wenn auch ein wenig scharfer Blick schien wie verschleiert. Sie nahm eben den Nachmittagskaffee ein, aber sie trank und aß ohne Antheil — ihre Gedanken waren entweder anderwärts oder sie mochte überhaupt nicht mehr denken. Wer hätte sie sonst mit dieser verbläuten Seidentaille, mit diesem an der Kante schon faserigen Spitzenstüchle im Freien gesehen!

Ganz im Gegensatz zu diesen Eltern war



Wohlhabende Tonkinesin im Strassenkostüm. (S. 108)

der kleine sechs- bis siebenjährige Sohn nicht nur ein blühend schönes, sondern auch sehr elegant gekleidetes Kind. Harry saß mit seinem Habit von blauem Seidenplüsch auf der breiten, steinernen Balustrade der Freitreppe zum Garten. Wiederholt schon hatte ihm die Mutter geboten, am Tische zu bleiben, bis er seine Milch getrunken; aber der Kleine hörte nicht darauf, ebenso wenig wie er darauf achtete, daß der bröckelnde Mörtel ihm an den Höschen sitzen blieb. Er rutschte hinab und kletterte hinauf an dem grauen Gestein, und auch ein Verweis von Seiten des Vaters bewirkte nichts, als eine kurze Unterbrechung.

„Harry hat einen starken Willen,“ pflegte die Baronin zu sagen. Die Umgebung, in der der Knabe hier lebte, schien ihn förmlich zu entschuldigen. Da waren überall Zeichen des Verfalls, der Vernachlässigung zu gewahren, die hier auf der Terrasse doppelt in's Auge fielen, weil man von hier aus hinabschaute auf einen überaus symmetrisch angelegten Komplex von stattlichen Fabrikgebäuden, deren Fenster jetzt im Abendroth erstrahlten.

Eben hatte sich der kleine Harry hinabgleiten lassen und nun stürmte er die ausgetretenen Steinstufen wieder hinauf zur Mutter: „Und nicht wahr, Mama, ich bekomme doch einen Pony zum Geburtstag, einen ganz, ganz kleinen Pony?“

„Gewiß, mein Kind!“

„Aber auch ganz gewiß?“ drängte das Kind.

„Ganz sicher, mein Liebling.“

„Weißt Du, Kurt Walberg hat auch schon einen! Und da muß ich auch einen bekommen!“ Der Knabe hüpfte davon.

„Weshalb versprichst Du das?“ meinte der Baron mürrisch. „Wir können's ja doch nicht machen! Ueberdies müßte ich mir was Nötigeres, als einen Pony für den Jungen. Ich habe selbst kein anständiges Reitpferd mehr —“

„Das ist ja wahr,“ seufzte die Baronin, „aber was die Walbergs für ihren Kurt thun, das müssen wir auch ermöglichen. Das heißt natürlich, Heinrich muß den Pony kaufen. Er fragt mich ja immer um Rath, was er Harry schenken soll.“

„Da wirst Du schön ankommen bei Deinem Bruder,“ sagte der Baron wegwerfend. „Der hat in seinem Leben noch nicht gehört, daß man einen Knaben wo anders hinsetzt, als auf die Schulbank.“

Er war offenbar nicht gut auf den Schwager zu sprechen.

„Ich lasse nicht nach,“ beharrte die Baronin, „Heinrich hat ja schon so viel für uns gethan, er wird auch dazu noch zu bringen sein.“

Baron Rothhausen knirschte mit den Zähnen. Ja — was hatte er nicht schon gethan — dieser Heinrich, dieser spießbürgerliche Emporkömmling. Ohne ihn wäre ja Rothhausen längst unter den Hammer gekommen. Aber Heinrich hatte sämtliche Hypotheken an sich gebracht, und so blieb das Schloß dem Namen nach Eigenthum der freiherrlichen Familie. Freilich nur dem Namen nach, denn im Grunde gehörte jeder Dachziegel dem Porzellanfabrikanten Heinrich Bergmann.

Um nicht ganz das Ansehen bei seiner Frau zu verlieren, wendete der Baron manchmal große Worte an, was sonst gar nicht in seiner Art lag. Jetzt wies er nach dem vor ihnen aufragenden Fabrikschlot und rief pathetisch: „Es ist ein graufames, aber ganz allgemeines Schicksal, welches sich an uns vollzieht: der Niedergang der alten Geschlechter — das Aufblühen der Industrie!“

„Ja, ja,“ entgegnete die Baronin etwas zerstreut, denn sie sah eben eine jener Gestalten die Stufen der Freitreppe hinaufschreiten, welche ihr immer Schrecken einflößten. Nur ein Gläubiger kam so ungenirt und so ganz unangemeldet.

Der Baron erhob sich und sagte: „Entschuldige mich, Charlotte, ich habe mit dem Herrn einige Worte zu sprechen.“

Charlotte blieb allein und in schmerzlichen Gedanken zurück.

Wie kläglich verlief der hochfliegende Traum ihrer Jugend! Wie stolz war sie gewesen, als ihr Gatte mit seiner vornehmen Erscheinung, seinem alten Adel, seinem Offiziersrang um sie warb. Sie erklärte dem um fünfzehn Jahre älteren Bruder, sie würde sterben, wenn aus der Parthie nichts würde. Aber diese Parthie konnte nur zu Stande kommen, wenn Charlotte eine sehr große Mitgift erhielt. Und Heinrich zahlte die Mitgift — reichlich drei Viertel ihres gemeinsamen Vermögens. Das geschah damals mit schweren Opfern; aber er that's, weil er der schönen und heißgeliebten Schwester keinen Wunsch versagen konnte. Die Mitgift wurde zum weitaus größten Theil von den drückenden Schulden des Barons verzehrt. Und der gute Heinrich mußte immer und immer wieder einspringen, weil das verschuldete Gut den Aufwand des jungen Paares nicht deckte.

Da ergab sich eine neue Wendung der Dinge. Heinrich, ein sehr tüchtiger Chemiker, entdeckte auf einem beinahe brachliegenden Gelände, das zu Rothhausen gehörte, Kaolinerde und errichtete hier eine große Fabrik für Porzellanwaaren, welche vorzügliche Erzeugnisse lieferte. Offen und ehrlich, wie er war, hatte er damals den Baron vor die Wahl gestellt, den Landstreifen gegen gute Bezahlung abzutreten, oder an dem Ertragniß der Fabrik theilhaftig zu bleiben. Der Schwager, von Schulden geplagt, wie immer, hatte den Verkauf vorgezogen, und nun mußte er es erleben, wie sich da drüben, fast unter seinen Fenstern, ein Fabrikgebäude an das andere reihte, wie der Betrieb immer großartiger wurde, wie man im vorigen Jahre von der nächsten Bahnstation aus einen Schienenstrang hierher legte, um den gewaltigen Frachtverkehr zu vereinfachen. Am Abend warfen mächtige Bogenlampen ihr blauweißes Licht auf den Platz vor der Fabrik; Heinrich war ein reicher Mann geworden.

Nur ein Umstand war es, der alle diese Bitterniß erträglich machen konnte: Heinrich war unverheirathet geblieben, Harry also, der einzige Sprosse Derer von Rothhausen, mußte einmal sein Erbe werden. Das war keine Einbildung, kein frommer Wunsch, sondern eine Thatsache. Noch gar nicht lange war es her, da hatte Charlotten der Bruder von einer Geschäftsreise aus geschrieben: „Du hast wirklich allen Grund, ruhig zu sein, Lottchen! Ist Harry doch mein einziger Erbe! Und er wird es bleiben.“ Sie bewahrte diesen Brief wie ein Heiligthum. — Für die Zukunft war also gesorgt.

Troßdem blieb die Gegenwart traurig, denn Heinrich, sonst die Gutmüthigkeit selbst, war unbeugsam, wo es sich um Luxusausgaben, um aristokratische „Repräsentation“ handelte.

Charlotte war noch immer schön, ihr Mann noch immer lebenslustig, ja genüßsüchtig. Und sie sollten hier verbauern, weil Heinrich nichts von dem Gelde hergab, welches ja doch einstens ihnen gehören würde?

Das war aber nicht zu ändern. Nur Harry sollte nicht darunter leiden. Er sollte zum Cavalier erzogen werden, sollte einmal verstehen, sich des schönen Vermögens zu erfreuen, es mit Anstand zu genießen. Deshalb mußte er auch einen Pony haben!

Der Briefbote unterbrach Charlottens trübe Betrachtungen. Auf dem Lande ist dessen Erscheinen immer ein kleines Ereigniß. Und auch Charlotte eilte ihm ungeduldig entgegen, obgleich sie eigentlich nichts Anderes zu erwarten hatte, als ein Modejournal, das nur vergebliche Sehnsucht in ihr weckte, oder einen gleich-

giltigen Brief von irgend einer Verwandten, der es besser ging, als ihr. Indeß, die Post brachte nichts für sie; nur eine Jagdzeitung für ihren Mann, ein Schreiben seines Anwalts und einen jener breiten Briefe, vor denen sie die gleiche Scheu empfand, wie vor dem Manne, der eben bei ihrem Gatten war: Briefe mit amtlichem Verschuß, die immer nur Unannehmes für sie bringen konnten, sei es nun eine Kostenrechnung oder eine Mahnung wegen rückständiger Steuer oder sonst eine Zahlungsaufforderung. Ganz zuletzt erst bemerkte sie einen Brief mit Heinrich's Adresse.

Ihr Bruder wohnte nämlich nicht in der Fabrik, sondern hier im Schlosse, worauf Charlotte, anscheinend aus Zärtlichkeit, gedungen hatte. Die Zärtlichkeit war ja auch nicht erbeuchelt, aber doch nicht das entscheidende Motiv dabei gewesen. Sie wünschte vielmehr, das Privatleben ihres gutmüthigen Bruders zu überwachen, damit Niemand sich zwischen ihn und das freiherrliche Haus dränge.

Geschäftsbriefe gelangten natürlich in das Komptoir; dies Schreiben aber trug die ausdrückliche Anmerkung: „Privat“, man hatte ihn deshalb hierher gebracht.

Charlotte betrachtete ihn neugierig und mißtrauisch. Der Briefumschlag war klein, zierlich, elegant und trug eine Narzisse auf dem Verschuß: die Aufschrift rührte offenbar von Frauenhand her und war an die Stadtwohnung gerichtet, die Heinrich schon seit Jahr und Tag aufgegeben hatte. Die Schreiberin des Briefes stand also lange außer Verkehr mit ihm.

Ein unbestimmter Schreck durchzuckte Charlotte. Ungeduldig wehrte die sonst überzärtliche Mutter den kleinen Harry ab, der mit seinem Schaukelpferd nicht mehr spielen wollte — er wollte eben nur noch den Pony.

Wer mochte diesen Brief an Heinrich geschrieben haben? Die Schrift war Charlotten ganz fremd, der Aufgabeort die Residenz, in der Heinrich ihres Wissens niemals Beziehungen gehabt hatte. Und diese Narzisse — jetzt stieß sie einen kleinen Schrei aus — Peter, der Diener ihres Bruders, der eben mit dem Kinde spielte, blickte verwundert hinauf zu ihr.

Sie hatte, mißtrauisch und ängstlich, wie sie war, einmal Heinrich's Kolt durchwühlt und dort ein kostbares, aber altmodisches Medaillon gefunden, welches sie noch nie vorher gesehen. Natürlich klappte sie es auf und gewahrte das Bild eines schönen, ihr völlig fremden Mädchens, auf der anderen Seite eine getrocknete Narzisse. Schon damals war sie ganz star vor Schrecken gewesen. Hatte sie doch immer gemeint, sie, Charlotte, fülle das Herz ihres Bruders aus. Nie vorher hatte sie irgend eine Spur eines weiblichen Einflusses in Heinrich's Leben entdeckt. Aber schließlich beruhigte sie sich wieder. Die Photographie war offenbar schon einige Jahre alt, und nicht das geringste Anzeichen sprach dafür, daß Heinrich diese Beziehung noch unterhielt. Warum auch sollte er nicht einmal eine Jugendliebe gehabt haben, die nun vergessen war? Immer betheuerte er, er sei ein eingeseelter Junggeselle, Lottchen sei seine einzige Liebe, und Harry betrachtete er als sein eigenes Kind.

Wie gesagt, Charlotte durfte getrost in die Zukunft blicken. . . .

Und jetzt dieser Brief! Kein Zweifel, die Dame mit der Narzisse wollte mit Heinrich wieder anknüpfen. Und Charlotte hatte ihn so sorgfältig behütet vor jeglichem Verkehr mit Damen! Wenn ja irgend ein Hälmschen aufsprießen wollte, das auf einen beginnenden Liebesfrühling deuten konnte, so zerrt sie es mit ihrem kleinen Fuße, unmerklich, aber gründlich. Heinrich durfte nicht lieben, denn er mußte ja Harry versorgen — den künftigen Cavalier. Und jetzt, mit Blitesschnelle überfah sie die

gräßliche Gefahr: Heinrich verheirathet sich; seine Frau nimmt seine Kasse für sich in Anspruch — sie will Herrin auf Rothhausen sein, welches ja thatsächlich Heinrich gehört. Charlotte muß mit Mann und Kind das Schloß verlassen, auf welches sie so stolz gewesen war. Und weiter! Heinrich bekommt eigene Kinder, und Harry wird enterbt und muß um sein Brod arbeiten. . . . O nein! das darf nicht geschehen!

Sie springt auf und stampft mit dem Fuße. Jeden Entschlusses fühlt sie sich fähig — ermorden könnte sie die Dame mit der Narzisse. Zuerst aber — wer ist sie? Warum sollte es ihr nicht auch diesmal gelingen, diese Beziehung im Keime zu ersticken?

Es ist zwar eine Schande, fremde Briefe zu erbrechen, aber sie thut es ja für ihr Kind, für ihr einziges Kind! Mit einem Blick auf Harry öffnet sie das Couvert. Es enthält nur wenige Zeilen — die Ueberschrift fehlt — das ist bedeutungsvoll.

„Ich habe nicht vergessen! Ich sagte mir, ich müsse eine Künstlerin werden, und es ist mir gelungen. Nun habe ich das gesteckte Ziel erreicht und bin müde. Wollen Sie nicht meinem Abschied von der Bühne am 13. April beiwohnen? Nichts weiter als das will ich, denn ich weiß nicht, ob Sie mich je wieder spielen sehen. Einen Gruß aus der Ferne von Irene.“

Jetzt fiel der Leserin ein, Heinrich hatte vor mehr als sechzehn Jahren, als er eben seine Studien beendet, eine Schauspielerin geliebt. Aus unbekanntem Gründen hatte er entsagt. Und jetzt rief sie ihn, offenbar, weil sie wußte, daß er inzwischen ein reicher Mann geworden war.

Aber dieser Brief durfte nicht in Heinrich's Hand kommen! Dennoch zitterte ihre Hand, als sie den ersten Riß in das Blättchen that, das sie in ihrem Zorn bereits zernüthert hatte. Niemals zuvor hatte sie den Bruder so direkt betrogen. Aber es mußte sein! Und in einem Augenblick war der Brief in mehrere Stücke gerissen.

Ein leichter Windstoß zerstreute die Schnitzel über die Terrasse. Sie erschrak. Wenn Jemand ihre That gesehen hätte, die Schnitzel aufhob, irgend etwas errieth. . . . Merglich begann sie die Papierehen aufzuheben, aber der Wind wehte sie immer weiter; sie konnte nicht damit fertig werden.

„Harry!“ rief sie; das Kind sollte ihr helfen. Und da erst gewahrte sie, daß Harry nicht allein war, daß Peter mit ihm spielte.

Dieser Peter war Heinrich's Vertrauensperson, ihm unbedingt ergeben und schon seit vielen Jahren in seinem Dienste. Ein tragikomisches Erlebnis hatte die Beiden so eng verbunden. Als Heinrich seiner Militärpflicht als Einjähriger bei den Jägern genügte, hatte er den Peter als „Putzkamerad“ gehabt. Der Bursche, ein gelehrter Förster, schloß sich bald an den prächtigen jungen Mann an und durfte ihn vielfach begleiten. So waren Beide einmal beim Baden in eine reizende Strömung gerathen, sie klammerten sich aneinander, und es gelang ihnen, das Ufer zu erreichen. Nun behauptete Jeder von dem Anderen, er habe ihm das Leben gerettet. Und da sie fast gleichzeitig entlassen wurden, verblieb Peter auch im Civilstande in Heinrich's Diensten.

Charlotte hatte eine heftige Antipathie gegen den dummschlaun Burschen, angeblich, weil er keine aristokratische Schulung annahm. Peter betrank sich auch zuweilen; es geschah zwar sehr selten, aber es geschah. Die Baronin fand es unerhört, daß Heinrich diesen Diener behielt.

„Was machen Sie da?“ rief sie jetzt herrisch. Peter hatte den kleinen Harry rittlings auf den starken Ast einer prächtigen alten Linde gesetzt, wo der Knabe nun fröhlich wippte.

„Der junge Herr hat's so gewollt,“ antwortete der Diener.

„Sie sind wohl wieder betrunken!“ herrschte die Baronin ihn an; sie vergaß für einen Augenblick die Schnitzel und eilte die Stufen hinab. Sie schalt den Diener, während sie den Knaben nur sanft tadelte.

Peter grinste in jener nicht gerade frechen, aber naiven Weise, welche anzuzeigen pflegte, daß er nicht ganz nüchtern war.

„Der arme Kleine,“ sagte er, „die Zeit wird ihm lang und er hat Niemand zum Spielen!“

„Er kann doch nicht mit den Bauernkindern spielen,“ rief die Baronin. „Schweigen Sie lieber und machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Peter aber fuhr ungenirt fort: „Wenn mein guter Herr doch nur verheirathet wäre! Dann hätte die Frau Baronin Gesellschaft, und der Kleine vielleicht auch! Ach, das wäre eine schöne Sache — nicht wahr, gnädige Frau? Was hat er nun, der arme Herr, von der ganzen Plackerei? Weder Frau, noch Kind, die sich daran freuen! Ein Jammer ist es — und wenn der Wein und der Cognac auch noch so gut sind!“

„Nun aber scheren Sie sich zum Henker!“ schrie die Baronin außer sich vor Zorn. Schon oft hatte Peter ihr Aehnliches vorgeschwätzt — der Unverschämte!

Der Bursche trollte jetzt langsam davon, ein Liedchen vor sich hin brummend, während die erregte Frau ihm nachrief: „Ich werde mich über Sie beklagen, Sie Trunkenbold!“

Als sie jetzt an Harry's zerzauster Sammetbluse herumputzte, gewahrte sie nicht, daß Peter flink und sicher einige von den Papierschnitzeln aufhob und zu sich steckte; dann setzte er wieder mit leichtem Schwanken seinen Weg fort.

Nachdem Charlotte mit großer Sorgfalt die noch übrigen Fragmente des Briefes zusammengesucht, begab sie sich in das Haus zurück, um sie zu verbrennen. —

Die Stimmung beim Abendtisch zwischen den Ehegatten war noch gedrückter als vorher. Herr Rohmberg, der Geldmann, hatte nichts Geringeres verlangt, als das Giro Heinrich Bergmann's für ein neues Darlehen. Und daran war gar nicht zu denken. Weder konnte es der Baron fordern, noch hätte es sein Schwager jemals hergegeben. Und die Lage war doch wieder einmal bitterböse — der Baron konnte mit seinen Gedanken gar nicht davon loskommen. Seine Frau aber stand noch ganz und gar unter dem Einfluß dessen, was sie vor einer Stunde erlebt hatte.

Heinrich hatte sich, wie gewöhnlich, in der Fabrik verspätet. Nun erschien er mit heiterer, unbefangener Miene. Es war ein breitschulteriger Mann mit freundlichem, etwas philiströsem Gesicht. Das Haar an seinen Schläfen begann bereits leicht zu ergrauen, auch in dem nicht sonderlich gepflegten Vollbart zeigten sich schon bereifte Stellen; in auffallendem Gegensatz hierzu stand die lebhaft, frische Gesichtsfarbe. Kein Fältchen, keine Runzel, ein energisch und wohlwollend zugleich geschnittener Mund, eine kräftig herausgearbeitete Stirn und große, klare, kluge Grauaugen.

Der ganze Mann athmet Kraft, Gesundheit, Arbeitslust und stille Herzensheiterkeit. Er tritt ein und begrüßt die Anwesenden, vor Allen den kleinen Harry, den er hoch über seinen starken Kopf hinweghebt und dann auf dem Nacken reiten läßt. Einige Male trottet er, immer die beiden Schultern hebend und senkend, mit dem jubelnden Rinde durch's Zimmer, dann schwingt er den Knaben herab, küßt ihn herzlich und wendet sich mit einigen freundlichen Worten an Charlotte. Zuletzt reicht er dem Schwager die Hand. Dann erst nimmt er behaglich Platz. Man sieht es ihm

an: der Mann hat auch heute wie stets in vollem Maße seine Pflicht gethan, aber das hat ihn nicht müde gemacht, sondern froh und selbstzufrieden — ein glücklicher Mensch, so recht von innen heraus gestimmt für eine harmlos heitere Abendunterhaltung.

Aber was ihn empfing, waren Klagen, nichts als Klagen. Der Baron kam fast ohne Uebergang auf seine Geldverlegenheiten. Der Landwirth stehe heute schlechter als der Tagelöhner. Schlechte Preise, unverschämte Löhne, hohe Steuern! Ja, wenn man Geld hätte, Maschinen anschaffen könnte, um die Sache im Großen zu betreiben. Aber diese mittleren und kleinen Güter, das sei der reine Bettel. Und nun gar er, der eigentlich niemals recht fest auf den Beinen gestanden habe — Schulden und immer Schulden — da könne man niemals auf einen grünen Zweig kommen!

Heinrich hörte geduldig zu; war es doch eine bekannte Litanei, die man ihm da vortrug. Aber er hatte im Grunde wenig Mitleid mit dem zerfahrenen, energielosen Mann, dessen ganze ehemalige „Schneidigkeit“ in der Uniform gesteckt zu haben schien. Er half aus, wenn's schließlich gar nicht mehr anders gehen wollte; an die Möglichkeit einer durchgreifenden Aenderung glaubte er nicht.

Auch die Baronin kam ihm mit Beschwerden. Peter's Trunksucht und daraus hervor gehende Unverschämtheit nähme von Tag zu Tag zu — Heinrich möge doch den Burschen, von dem er sich unbegreiflicherweise nicht trennen könnte, mit hinüber nehmen in die Fabrik — hier sei mit ihm nicht auszukommen.

Ungläubig schüttelte Heinrich den Kopf; er hatte sich schon wieder mit Harry zu thun gemacht, der auf seinem Knie ritt.

„Ich weiß nicht, was Du hast, Lottchen,“ sagte er, „ich habe niemals Trunksucht an Peter bemerkt.“

„Weil er zu schlau ist, sich zu betrinken, wenn Du zu Hause bist!“

„Aber Kind, ich finde meine Sachen in bester Ordnung; was ich ihm auftrage, vollzieht er mit soldatischer Pünktlichkeit, dazu ist er ehrlich, anhänglich, theilnehmend. . . .“

„Ja, theilnehmend,“ eiferte die Baronin, „das heißt vorlaut und unverschämt. Er kümmert sich um Dinge, die ihn nichts angehen, und thut sich an Deinem Cognac gütlich!“

„Und wenn ich Dich versichere, daß ich seit Wochen keinen Cognac mehr im Hause habe — es ist gut, daß Du mich erinnerst, ich muß welchen kommen lassen. Aber mit dem Rest aus der letzten Flasche habe ich Deines Mannes Jagdflasche gefüllt.“

„So trinkt er irgend etwas Anderes,“ beharrte Charlotte.

„Glaub' ich nicht,“ meinte Heinrich ruhig. „Der Mensch kann gar nicht trinken, kann gar nichts vertragen!“

„Um so schlimmer; so macht ihn schon ein Schluck unzurechnungsfähig!“

„Aber Lottchen, Du übertreibst wieder einmal ein bißchen. Und wenn ich Dir sage, ich kann den Burschen nicht entbehren. . . .“

„Natürlich,“ antwortete Charlotte, ihren Zorn verbergend, „das ist ein Grund!“ Und sie schwieg, weil sie ihren Bruder heute ganz besonders nicht verstimmen wollte.

Heinrich hatte inzwischen, immer mit dem Kinde spielend, gespeist; er liebte einfache Speisen, war aber ein starker Esser. Nun zündete er sich eine Cigarre an, nachdem er zuvor dem Schwager das Cui gereicht hatte, und schien sich trotz der kleinen Zwischenfälle durchaus wohl zu fühlen.

Charlotte betrachtete ihn mißtrauisch. Es sah nicht aus, als ob er Hintergedanken hätte; er fragte auch nach keinem Briefe, der etwa für ihn angekommen sei. Als er sich nun erhob,

um auf sein Zimmer zu gehen, begleitete sie ihn, denn sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Höre, Heinrich, ich hätte wieder einmal eine kleine Bitte,“ begann sie vorsichtig, „aber sie betrifft nicht mich,“ fügte sie schnell hinzu, „sondern Deinen kleinen Liebling — unseren Harry!“

Heinrich hatte sich's bequem gemacht. Er lächelte jetzt, wie Einer der eine Ueberraschung vorhat, und meinte: „Weiß schon, Lottchen, weiß schon, am 12. ist Harry's Geburtstag! O, der wird Augen machen! Ist schon Alles hier! Der wird herum-springen wie ein Wiesel...“

„O, Du bist ja die Güte selbst, liebster Heinrich,“ schmeichelte Charlotte, „diesmal aber hat das Kind einen ganz besonderen Wunsch — denke Dir nur, er möchte für sein Leben gern — einen Pony haben!“

„Ich meine,“ versetzte Heinrich noch immer freundlich, aber ziemlich bestimmt, „man sollte das Kind nicht daran gewöhnen, so große Ansprüche zu machen. Erwinnest Du mich zu alledem, was ich schon gekauft habe, noch etwas Anderes, liebes Kind. Ich reise morgen nach Dresden und will dem Jungen gern noch etwas Praktisches und Hübsches mitbringen.“

Charlotte taumelte zurück. Dresden, das war auch der Poststempel seines Briefes! Am 13. sollte Heinrich dort sein, und heute war der 10. — unbegreiflich! Heinrich wollte also doch hin, obwohl er von dem Briefe nichts wußte?

„Was ist Dir?“ fragte er ganz verblüfft.

Sie war auf einen Stuhl gesunken. Mühsam gewann sie Fassung. „O, es erschreckte mich nur so, daß Du gerade zu Harry's Geburtstag fort willst.“

Jetzt raffte sie sich empor und versuchte es, mit Bitten und Schmeichelworten ihn von der Reise abzuhalten. Er schwankte eine kleine Weile, dann sagte er: „Wenn Dir so viel daran liegt, Lottchen, so bleibe ich hier.“

Sie athmete erleichtert auf. War Alles nur ein Zufall? Genug — vorläufig war die Dame mit der Narzisse aus dem Felde geschlagen. Auf den Pony wollte sie lieber verzichten, um ihren Bruder heute nicht weiter zu ärgern.

Als Heinrich am nächsten Morgen sein Arbeitszimmer betrat — er nahm hier den Kaffee ein, da die eigentliche Stätte seiner Thätigkeit das Komptoir in der Fabrik war — fand er den Raum, wie gewöhnlich, musterhaft in Ordnung. Dafür sorgte der brave Peter. Um

so auffälliger waren zwei Papierschnitzel, welche mitten auf dem grünen Tuch des Pultes lagen.

„Was ist denn das für ein Aufräumen, Peter,“ schalt er den Burschen, der eben noch an Heinrich's Rauchtisch beschäftigt war. Man mußte doch wenigstens so thun, als ob man Strenge zeigte. „Was treibt sich denn da auf meinem Schreibtische herum?“

„Ich weiß nichts davon, Herr Bergmann,“ betheuerte Peter.

„Aber wer soll's denn sonst wissen?“ brummte Heinrich und nahm die Schnitzel in die Hand.

„Also wieder einmal betrunken,“ donnerte Heinrich. „Das ist mir unbegreiflich, Peter! Du bist doch sonst die Ordnungsliebe, die Nüchternheit, die Verlässlichkeit selbst, und dann betrinkst Du Dich plötzlich ohne Grund.“

(Fortsetzung folgt.)

Wohlhabende Tonkinesin im Straßenkostüm.

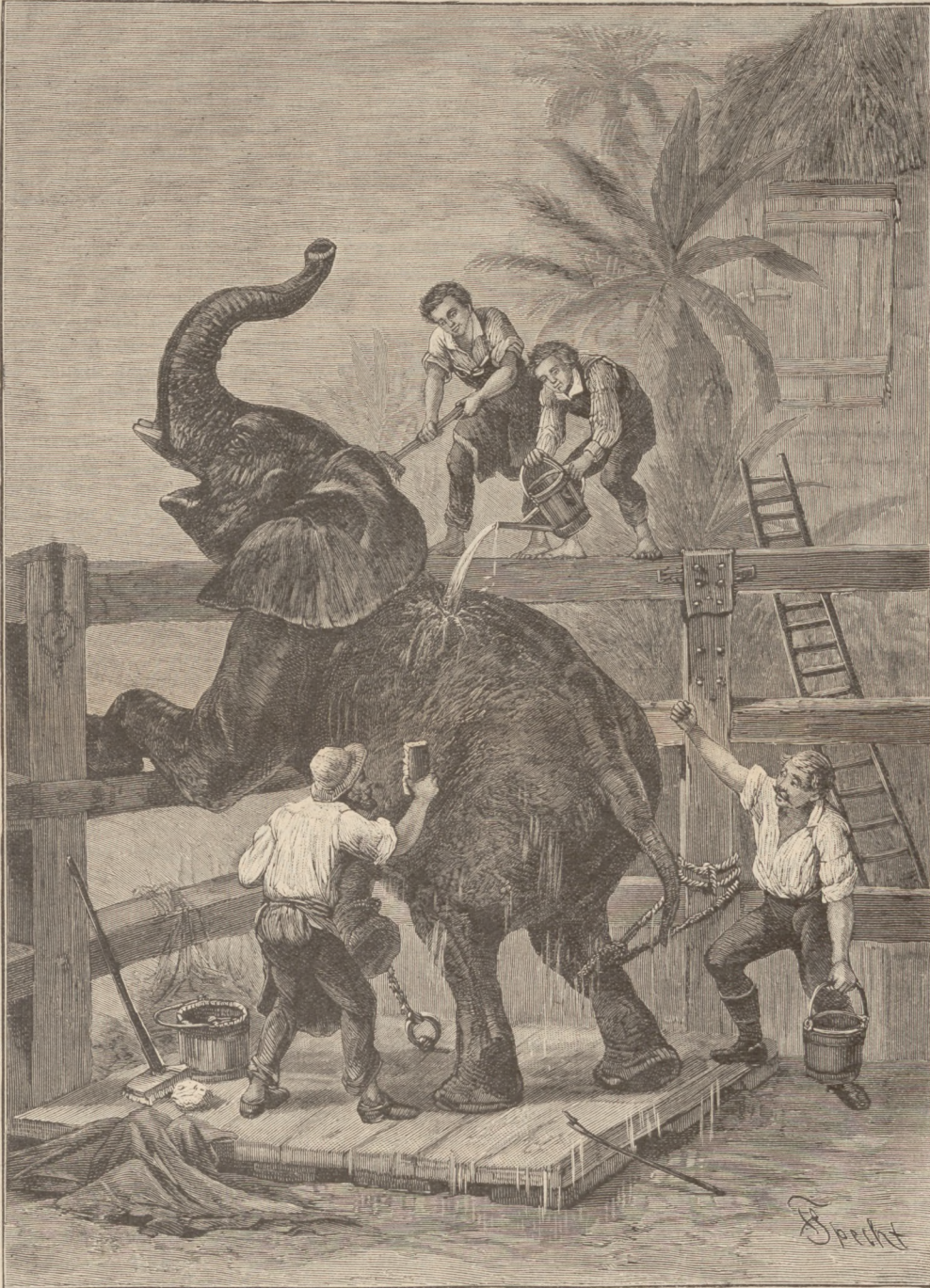
(Mit Bild auf Seite 105.)

Die Frauen in Tonkin, das seit 1885 zu dem französischen Kolonialbesitz gehört, sind im Allgemeinen anmuthig, zum Theil sogar schön, wenn ihre Gesichter für unseren Geschmack auch oft zu rund und dickbadig sind. Sie haben eine feine Haut, schöne dunkle Augen und dichte schwarze Haare, die hinten am Kopfe zusammengefaßt und mit einer Spange befestigt sind. Die Tracht ist sehr einfach und besteht meist nur aus zwei langen talarartigen Gewändern aus Baumwolle oder Seide, wozu bei Wohlhabenderen ein eigenthümlicher freisrunder Hut kommt, der zugleich die Stelle eines Sonnenschirms vertritt. Unser Bild auf S. 105 stellt eine wohlhabende Tonkinesin auf ihrem Spaziergange dar. Hinter ihr geht der Diener mit der unvermeidlichen Betelbüchse, denn dem Betelkauen sind beide Geschlechter mit Leidenschaft ergeben.

Elephantentoilette.

(Mit Bild.)

Die freilebenden Elephanten besitzen eine große Vorliebe für das Wasser und baden gern in Flüssen oder Teichen, da sie auch ausgezeichnete Schwimmer sind. Dieser Neigung muß auch in der Gefangenschaft möglichst Rechnung getragen werden. Am besten ist es natürlich, wenn in einem Thiergarten ein entsprechendes großes Bassin vorhanden ist, das die Thiere als „Badewanne“ benutzen können. Wo ein solches nicht zu haben ist, muß man die äußere Abkühlung und Erfrischung der Thiere wenigstens regelmäßig mit Gartenspritzen vornehmen, womit dann gewöhnlich eine Säuberung der ganzen Haut mit Bürsten und Abreiben verbunden wird. Man sieht es dem gewaltigen Dickhäuter auf unserem nebenstehenden Bilde so recht an, mit welchem „urkräftigen Behagen“ er diese Prozedur über sich ergehen läßt.



Elephantentoilette.

Raum hatte er aber einen Blick darauf geworfen, als er heftig zusammensuckte. Er wandte eines der Papierschnitzel um — da stand der Name „Irene“. Einen Augenblick überließ's ihn heiß und kalt, er sank wie betäubt in seinen Armstuhel. Dann schnellte er heftig empor: „Wer hat diese Papierschnitzel hierher gelegt? Ein an mich gerichteter Brief muß muthwillig zerrissen worden sein — Du weißt davon!“

„Aber, Herr Bergmann,“ versicherte Peter treuherzig, „ich war's wirklich nicht — weiß auch nichts — von gestern nun schon gar nicht, denn gestern war ich...“ er machte eine bezeichnende Geste.

ferem nebenstehenden Bilde so recht an, mit welchem „urkräftigen Behagen“ er diese Prozedur über sich ergehen läßt.

Die erste Bergparthie.

(Mit Bild auf Seite 109.)

Der junge Referendar auf unserem Holzschnitte S. 109 (nach einem hübschen Genrebilde Oskar Gräf's) macht seine erste Gebirgsreise und hat sich dazu in München echt berglerisch ausgestattet. Nur von seinen modernen Schnabelschuhen hat sich dieser „Salontiroler“ trotz der Abmahnung kundiger nicht trennen mögen, sondern in ihnen auch getrost die erste Bergparthie angetreten. Aber ach! wie ergeht's



Die erste Bergpartie. Nach einem Gemälde von Oskar Gräf. (S. 108)

ihm damit auf dem scharfen Gestein! Bis auf den Gipfel ist er zwar gelangt, denn „Schneid“ hat er trotz seiner Eitelkeit, aber auf dem Rückweg gehen die feinen Stiefel aus allen Fugen, die Füße werden wund, und nur mit Mühe kommt er bis zur nächsten Alm. Dort muß ihm die Sennerin mit einem Paar alten Holzpantoffeln zu Hilfe kommen, um ihm den Abstieg zu Thale zu ermöglichen.

Der Troubadour des Bäcktrogs.

Eine heitere Erzählung aus der Musikgeschichte.

Von **Fal. Fern.**

1.

(Nachdr. verboten.)

Im Louvre fand am 14. November des Jahres 1663 ein glänzender Hofball statt. Sanfte, liebliche Tanzmusik ertönte in dem großen Prachtsaale, ausgeführt von dem Kapellmeister des Königs, Giovanni Battista Lully, und dessen vierundzwanzig Musikern.

Es war das erste französische Menuet, das gespielt und getanzt wurde, also etwas ganz Neues. Der Haupttänzer war Seine Majestät König Ludwig XIV. selbst, damals fünfundzwanzig Jahre alt, und nach seiner eigenen Meinung — die höfischen Schmeichler hatten es ihm ja so oft versichert — der beste Tänzer seines Königreichs. In der That tanzte er sehr schön, nicht nur Menuet im prunkvollen Hofkostüm, auch Ballet im arkadischen Schäferkostüm. Seine vielbenedete Partnerin war die neunzehnjährige, in Schönheit und Anmuth strahlende Olympia Mancini, seit Kurzem Gräfin v. Soissons.

Dieses Menuet, von Maestro Lully komponirt, erregte Entzücken und ungeheuren Enthusiasmus. Ja, das war freilich der richtige Tanz der höfischen Etikette, des abgezurksten Ceremoniells und der feierlichen Grandezza; ein sehr passender Tanz für Höflinge und Hofdamen in zierlichen Stöckelschuhen mit hohen rothen Absatz.

Noch ganz strahlend von Vergnügen über die Triumphe, welche er als Tänzer gefeiert, ließ der junge König nach Beendigung des Balles den talentvollen Kapellmeister zu sich bescheiden.

Lully, damals dreißig Jahre alt, erschien ohne Verzug. Der berühmte Musiker war, gleich Moliere, ein Günstling des Königs und verdiente das auch zu sein. Er, der Italiener, der als vierzehnjähriger Knabe seine Heimath Florenz verlassen, sich nach Paris geegigt und gebettelt hatte, dann zuerst Küchenjunge, später Page geworden war bei der Herzogin von Montpensier, die sein musikalisches Talent auf ihre Kosten ausbilden ließ — er war der Bahnbrecher der französischen Musik. Klein und dick, mit einem Vollmondsgesicht und schelmischen Neuglein, kurz, von groteskem und possirlichem Außern und Wesen, eroberte er doch alle Herzen durch sein Talent. Mit Recht feierte man ihn als den genialsten Kapellmeister des Zeitalters.

Ludwig bezeugte sich sehr gnädig gegen ihn und sagte zum Schlusse seiner anerkennenden Worte huldvoll: „Mein lieber Maestro, da Sie mir durch Ihre hohe musikalische Kunst ein so außergewöhnliches Vergnügen verschafft haben, so möchte ich Ihnen gerne einen Wunsch erfüllen!“

Darauf schien Lully schon vorbereitet zu sein, denn ohne Zögern antwortete er: „Sire, dann bitte ich unterthänigst um ein Privilegium zur Begründung einer nationalen französischen Oper, denn mit solchem Plane beschäftigt ich mich schon seit lange.“

„Die Bitte gewähre ich gerne, lieber Maestro, und sichere Ihnen, was den Geldpunkt anbelangt, in freigebigster Weise meine Unterstützung für dies Unternehmen zu, welches ja den Glanz meines Hofes noch erhöhen wird. Aber sagen Sie mir, wo wollen Sie denn ge-

schulte französische Sänger und Tänzerinnen hernehmen?“

„Ich werde die Truppe bilden, ähnlich wie ich meine Kapelle gebildet habe, werde geeignete Talente auffuchen und anwerben, wo ich solche finde. Die Schulung derselben besorge ich selbst.“

„Wo gedenken Sie Ihre Opernvorstellungen zu geben?“

„Mit Eurer Majestät gnädiger Erlaubniß im neuen Ballhause, welches leicht zu einem Opernhause eingerichtet werden kann.“

„Und Sie wollen auch selbst die Opern komponiren, welche dort zur Darstellung gelangen sollen?“

„Jawohl, Sire. Der sehr befähigte Dichter Philippe Quinault wird mir schöne Texte liefern.“

Billigend neigte der König das Haupt — er kannte und schätzte Quinault. So war's denn abgemacht. Nach wenigen Tagen wurde in der königlichen Kanzlei das Opernprivilegium für Lully ausgefertigt.

Wie er dem König gesagt hatte, brachte Lully sein Opernpersonal ähnlich wie sein Orchester zu Stande.

Seine Musiker, die er sämmtlich, nachdem er sich von ihrem Talente, Geschick und guten Willen überzeugt, bis zur Meisterschaft ausgebildet hatte, waren ursprünglich meist einfache Handwerker oder auch Bediente bei hohen Herrschaften gewesen. Lully, der vom Könige eine bedeutende Summe zum Unterhalt der Kapelle empfing, behielt davon den Löwenantheil für sich selbst und zahlte seinen Musikern äußerst geringe Gagen. Der erste Geiger erhielt z. B. nur 600 Livres jährlich. Viele von ihnen betrieben daher ihr ursprüngliches Handwerk oder sonst ein Geschäft noch nebenbei, um ihre Einnahme zu erhöhen und dies gelang ihnen um so leichter, als sie ein seltsames Privilegium besaßen. Es bestand in dem Rechte, ungehindert in jeder beliebigen Stadt Frankreichs einen Laden oder sonstiges Geschäft eröffnen zu dürfen, ohne ein Patent zu lösen und ohne Gemeindeabgaben zu bezahlen. Zuweilen benutzten sie diese Erlaubniß nicht für sich selbst, sondern überließen dieselbe für ein Jahrgeld einem Andern.

Im Laufe des Jahres 1664 entwickelte Lully eine wahrhaft bewunderungswürdige Thätigkeit. Er schuf viele neue Konzert- und Tanzmusik für den König, vornehmlich auf dessen Wunsch prächtige Menuette; er überwachte den inneren Umbau des Ballhauses, in welchem die französische Oper ihre erste Heimstätte finden sollte; er hielt Proben ab mit seinen Musikern, dirigirte Konzerte und Ballmusik bei Hofe, und komponirte endlich daneben die Opern „Atys“ und „Jfis“, wozu Quinault ihm die Texte geliefert hatte. Dabei war er noch viel auf Reisen, um geeignete Sänger und Sängerinnen aufzufinden.

Endlich hatte er sein Personal beisammen, bis auf einen tüchtigen ersten Tenoristen, denn diese waren damals gerade so selten, wie noch heutzutage. So viele mehr oder weniger gute Tenorstimmen er auch geprüft hatte, noch immer war es ihm nicht gelungen, diejenige zu entdecken, welche er brauchte.

Da machte Jemand ihn darauf aufmerksam, daß in der nahe bei Paris belegenen kleinen Ortschaft Argenteuil ein junger Bäckermeister, Namens Jerome Favart, wohne, der eine entzückend schöne Tenorstimme besitze.

Lully ließ anspannen und fuhr an einem schönen Septembermorgen hinaus nach Argenteuil. Im Gasthause des kleinen Ortes erkundigte er sich. Ja, es war richtig. Man sagte ihm, Jerome Favart sei in der ganzen Gegend als Sänger schöner Volkslieder berühmt.

Alsbald ließ sich der Maestro von einem kleinen Jungen nach der Straße hinführen, wo

dieser Troubadour des Bäcktrogs wohnte. Es war nur ein recht armseliges Häuschen. Links von der Hausthür die zwei Fenster der Wohnstube, rechts davon ein schmales Ladenfenster, in welchem einige Brode, Kuchen und Kringle ausgestellt waren.

Er trat ein. Ein niedliches junges Weibchen saß strickend im Laden. Es war Klaudine Favart, des Bäckers Frau. Erstaunt sah sie den Besucher an, der in einem so schönen, mit Goldstickereien geschmückten Rocke prangte.

„Sie wünschen, mein Herr?“

„Ich wünsche Herrn Favart zu sprechen.“

„Jerome!“ rief sie.

„Komme sogleich!“ antwortete hinten in der Backstube eine klangvolle, markige Stimme, welche dem musikalischen Entdeckungsreisenden höchst sympathisch in die Ohren tönte.

Er kaufte für den kleinen Jungen einen großen Kringle, schenkte ihm überdies einige Sous und schickte ihn dann fort.

„Bitte, treten Sie doch einstweilen in's Wohnzimmer, mein Herr!“ sagte die Frau artig.

Er begab sich in das ärmlisch ausgestattete Gemach und nahm Platz auf einem harten Sopha. Frau Klaudine setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. Ihre Neuverheiratete verheimlichte sie nach weiblicher Art hinter enger Strickerei.

Nach zwei Minuten kam der Bäckermeister herein, hemdärmelig, mit weißer Schürze und weißer Mütze, den Attributen seines Gewerbes. Aufmerksam betrachtete der Komponist den schönen hochgewachsenen jungen Mann, der im Theaterkostüm ein prächtiger Opernheld sein mochte.

„Ich bin der Kapellmeister des Königs,“ sagte Lully. „Man hat mir Ihre schöne Tenorstimme gerühmt. Möchten Sie wohl die Güte haben, mir irgend etwas vorzusingen?“

Favart lächelte sehr geschmeichelt und seine Frau ebenfalls.

„Thu's doch dem Herrn zu Gefallen, Jerome!“ rief sie. „Singe das schöne komische Liedchen vom lustigen Kesselflicker!“

Das that der Bäcker. Mit seiner prachtvollen Stimme, mit viel Gefühl und Ausdruck sang er das komische Liedchen.

„Bravo!“ rief der Komponist entzückt. „Wahrhaftig, eine herrliche, wunderbare Stimme! Verstehen Sie auch nach Noten zu singen?“

„O ja! Ich habe mich stets fleißig geübt,“ sagte der Bäcker selbstbewußt.

„Bortrefflich!“ sprach Lully und zog aus seiner Tasche ein mit Noten beschriebenes Blatt Papier, welches er entfaltete. „So, bitte, singen Sie doch einmal dies vom Blatt!“

„Was ist denn das?“

„Eine einfache Arie für Tenor aus der Oper Atys, die ich kürzlich komponirt habe.“

Favart studirte ein Weibchen die deutlich geschriebenen Noten; dann ertönte abermals sein wundervoller Tenor und mit Geschick sang er die sentimentale Arie, die von der Treue eines Schäfers und der Untreue seiner Geliebten handelte.

„Ausgezeichnet!“ rief der königliche Kapellmeister begeistert. „Ja, Sie sind der Rechte, der lang Gesuchte, endlich Gefundene!“ Und er breitete in künstlerischer Verzückung seine Arme aus.

„Was soll das bedeuten, mein Herr?“ fragte der Bäckermeister erstaunt. „Ich bin zwar recht erfreut über die schmeichelhafte Anerkennung, die Sie als Sachverständiger meiner Stimme zollen, aber ich begreife gar nicht, weshalb eigentlich —“

„Für eine Künstlerlaufbahn voll Glanz und Ruhm sind Sie auserkoren!“ rief Lully. „Fort vom Bäcktrog müssen Sie! Ich engagire Sie als ersten Tenoristen für mein privilegiertes Operntheater mit einer Jahresgage von 3600 Livres! Ich bilde Sie selbst aus; nach einem halben Jahre werden Sie, Fleiß und guten Willen

vorausgesetzt, sicherlich schon im Stande sein, aufzutreten. Nun, was sagen Sie dazu? Ist das nicht besser, als vor dem Backofen zu stehen?"

Der ehrsame Meister schien allerdings einen Augenblick von dem glänzenden Anerbieten völlig geblendet zu sein. Die Summe von 3600 Livres konnte zu jener Zeit als eine enorme Gage gelten. Es war wohl drei- bis viermal mehr, als er mit seiner kleinen Bäckerei verdiente. Fragend sah er seine Frau an.

Diese murmelte bestrizt: „Dann müßte also mein Mann in allerlei Liebesgeschichten auf der Bühne mitspielen?"

„Natürlich, Frau Favart!" versetzte Lully mit seinem schelmischen Lächeln.

„Ach, ich habe einmal das Theater des Herrn Molière in Paris besucht. Da mußte der Held die Heldin küssen — und — sie war doch nicht wirklich seine Frau, denn ein ganz anderer Name stand auf dem Theaterzettel." —

„Das kommt in allen Schauspielen und Opern vor. Ja, das gehört dazu." —

„Ich will's aber nicht! Mein Mann darf nur mich küssen!"

„Liebe Frau Favart, beruhigen Sie sich doch! Solche Theaterküsse sind ja nur scheinbar und gelten für nichts. Mit der Schminke werden sie nachher wieder abgewischt." —

„Ja — aber ich weiß doch nicht recht —" Die arme Frau wurde immer ängstlicher.

„Bedenken Sie," sagte der Komponist eifrig, „wenn Ihr Mann in den Glanzrollen meiner Opern, prächtig kostümiert, auf der Bühne erscheint und seine Stimme erschallen läßt, dann wird er bewundert von Seiner Majestät dem König und Ihrer Majestät der Königin, von den Prinzen und Prinzessinnen, von den Herzögen und Herzoginnen, von allen Herren und Damen des Hofes!"

„O, o!" jammerte Frau Klaudine, die Hände ringend — ihr Strickzeug war ihr längst entglitten — „und dann könnte es leicht geschehen, daß sich eine Prinzessin, eine Herzogin, eine Gräfin oder sonst irgend eine vornehme Dame in meinen Mann verliebt?"

„Nun, das wäre ja kein Unglück. Er braucht die vornehme Dame, die Gräfin, Herzogin oder Prinzessin ja nicht wieder zu lieben." —

„Nein, ich will's nicht! Nimmermehr gebe ich meine Einwilligung! — Jerome, ich bitte Dich, trachte nicht nach solchen hohen Dingen, wenn Du mich wirklich so lieb hast, wie Du sagst! Es würde unser größtes Unglück sein, wenn Du unser bescheidenes Heim verlassen wolltest!"

Und sie vergoß heiße Thränen der Angst.

„Ach was!" sprach zärtlich der Bäckermeister. „Weine nicht, Klaudine. Ich bleibe bei der ehrsamten soliden Bäckerei und gehe nicht zur Bühne. Diese Opernherrlichkeit kommt mir ohnehin nicht recht geheuer vor!"

Freudenschluchzend fiel Klaudine ihrem Manne um den Hals.

„Herr Favart, Sie stoßen also Ihr Glück so unbedachtsam von sich?!" rief Lully erstaut und ärgerlich.

„Ja, mein Herr. Ich bitte Sie, stören Sie nicht meinen Frieden!"

„Mir scheint, Sie sollten nicht so sehr unter dem Pantoffel Ihrer Frau stehen. Nehmen Sie doch Vernunft an — bitte, bedenken Sie —" —

„Nichts gibt es zu bedenken, mein Herr! Ich glaube, daß mein Entschluß sehr vernünftig ist." —

„Sie wollen also wirklich nicht der berühmteste Opernsänger Frankreichs werden?"

„Nein. Die Komödienpielerei und Sängerei auf der Bühne ist nichts für einen ehrsamten Handwerksmeister." —

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja, mein letztes!"

„Adieu, Sie Langohr!" schrie Lully wüthend und lief hinaus.

Draußen vor der Hausthür blieb Lully einen Augenblick stehen, um sich zu orientiren. Er wußte sich nicht recht zu entsinnen, von welcher Seite er hergekommen war.

Dem Bäckerhause gerade gegenüber befand sich ein ähnliches Häuschen. Anscheinend war es zur Zeit unbewohnt. An einem Fenster hing ein Zettel mit der Inschrift: „Dies Haus ist zu verkaufen." —

Wie ein zündender Blitz durchzuckte eine Idee das Hirn des königlichen Kapellmeisters.

„So kann's wohl gemacht werden," murmelte er listig lächelnd. „Ha, die Intrigue ist so schön, daß man sie sogar in einer komischen Oper gebrauchen könnte. Und was kann's denn kosten? Höchstens fünf- bis sechstausend Livres. Ich werde es schon so einzurichten wissen, daß Seine Majestät diese Unkosten bezahlt!"

Er schritt dann rechts die Straße entlang, fand das Gasthaus, speiste dort zu Mittag, und fuhr bald darauf nach Paris zurück.

Noch am selben Tage ließ er den Fagottisten seiner Kapelle zu sich bescheiden.

„Guibert," sagte er zu ihm, „Sie sind ja erst seit Kurzem bei meiner Kapelle. Haben Sie schon über Ihr Privilegium verfügt?"

„Nein, Maestro. Ich werde nächstens zu Gunsten meines Bruders darüber verfügen." —

„Was ist Ihr Bruder?"

„Bäcker." —

„Ei, wie gut sich das trifft!" rief der Komponist angenehm überrascht.

„Er arbeitet in Paris als Geselle, will aber gerne selbstständig werden und dann heirathen. Mit meinem Privileg kann ich ihm behilflich sein, den Zunftmeistern, die ihn sonst ohne Einkauf in die Zunft nicht zulassen würden, zu trozen." —

„Gut. Er soll sich zunächst und zwar auf meine Kosten in Argenteuil etabliren und dort die Bäckerei betreiben nach ganz neuen Grundsätzen, die ich ihm erklären werde. Sechs bis acht Wochen werden, denke ich, genügen, um meinem Troubadour des Backtrogs sein Geschäft gründlich zu verleiden und ihn zu veranlassen, doch lieber der erste Tenorist der Großen Oper zu werden." —

Lully enthüllte nun weiter seinen Plan. Der Fagottist ging mit Begeisterung darauf ein. Sogleich holte er seinen Bruder, damit derselbe auch in die wichtige Angelegenheit eingeweiht werde, in welcher er eine so eigenthümliche Rolle spielen sollte.

— — — — —
Acht Tage waren vergangen.

Da wurden die Bewohner von Argenteuil durch eine Neuigkeit überrascht. Ein junger Mann, Namens Jean Guibert, erschien im Orte, kaufte das Häuschen, welches dem Laden des Bäckers Favart gegenüber lag, und richtete darin eine Backstube nebst Laden ein.

Eines schönen Morgens wurde die neue Bäckerei eröffnet. Ein riesiger vergoldeter Blechringel bildete das Wahrzeichen des neuen Ladens.

Jerome Favart machte sich anfänglich keine Sorge wegen der Konkurrenz. Er glaubte, wie auch die meisten anderen guten Leute in der Nachbarschaft, daß Jean Guibert bald die Bäckerbude wieder zumachen müßten. Der Eindringling hatte ja gar keine Freunde und Bekannte in Argenteuil.

Im Verein mit zwei anderen Bäckermeistern des kleinen Ortes hatte Favart außerdem den Versuch gemacht, auf Grund der Zunftgesetze dem neuen Kollegen das Handwerk zu legen, weil er kein Patent gelöst hatte. Aber das war ihnen nicht gelungen, denn Guibert war im Besitze des erwähnten Musikerprivilegs. Somit konnte die Ortsbehörde ihm nichts anhaben. Aber natürlich konnte kein Mensch in Argenteuil gezwungen werden, seinen Bedarf an Brod,

Semmeln und Kuchen bei dem mit einem so sonderbaren Privilegium ausgerüsteten Bäcker zu kaufen. Das war ein guter Trost.

Doch dieser Trost erwies sich bald als wenig stichhaltig. Damals war sehr theure Zeit in Frankreich, und die Brode, die Semmeln, die Kuchen waren von ungebührlicher Kleinheit.

Da erbarmte sich der neue Bäcker Jean Guibert der armen Leute in Argenteuil, indem er nämlich seine Brode, Semmeln und Kuchen doppelt so groß lieferte, als die anderen Bäcker, welche darüber in helle Verzweiflung geriethen, besonders aber Jerome Favart, der unter solchen Umständen seinen unvermeidlichen baldigen Ruin vor Augen sah. Unbegreiflich, wie Guibert es machte; er mußte mit ungeheurem Schaden arbeiten — anders war's nicht möglich!

Wie dem auch sein mochte, gegen solche Konkurrenz ließ sich nicht ankämpfen. Jerome wurde blaß und trübsinnig. Er sang gar nicht mehr seine fröhlichen Lieder, doch dachte er um so mehr nach. Klaudine weinte und verwünschte den abscheulichen Konkurrenten. Und dann bedachte sie in schlaflosen, kummervollen Nächten, daß es doch vielleicht nicht recht gewesen sei, Jerome von der Sängerbühne abzuhalten, die ihm Reichthum und Ehre bringen konnte.

„Wird es noch nicht besser im Geschäft?" fragte sie eines Tages kleinlaut.

„Zimmer schlechter wird's!" seufzte er. „Bald werden wir ganz zu Grunde gerichtet sein." —

„Ach!" seufzte sie, „ist denn gar keine Aussicht auf Rettung?"

„Keine!"

„Ich meine —"

„Was meinst Du?"

„Deine schöne Stimme —"

„O Klaudine. Freilich, mein Tenor könnte uns vor dem Verderben retten. Aber Du willst es ja nicht —"

„Lieber guter Jerome, ich habe meine Meinung geändert! Wer konnte aber auch ahnen, daß es so schrecklich kommen würde? Ja, wenn Du als Bäcker zu Grunde gehen müßt, dann werde doch lieber Sänger. Ich willige jetzt gerne ein! Komödiant werden, ist doch noch immer besser, als verkommen in Nahrungsforgen!"

„Ja wahrhaftig, Du hast Recht," rief Jerome fröhlich aus und schloß seine Frau in die Arme. „Und in eine Herzogin verliebe ich mich nicht, das verspreche ich Dir, und wenn sie sich mir zu Füßen werfe!"

In diesem Augenblicke wurde angeklopft, und Maestro Lully trat ein.

„Störe ich vielleicht wieder Ihren Frieden?" fragte er.

„Nein, Herr Kapellmeister! Sie kommen gerade zur rechten Zeit." —

„Das freut mich! Ich wollte nur 'mal vorfragen, ob Sie vielleicht mittlerweile über meinen Vorschlag reiflicher nachgedacht haben!"

„Ach, es hat sich seitdem so Vieles geändert! Mein Geschäft ist durch unheilvolle Konkurrenz gänzlich ruinirt worden, und ich bin jetzt gejonnen, Ihren Antrag anzunehmen. Auch meine Frau ist nun damit einverstanden." —

„Ach ja!" hauchte Klaudine. „Nur küssen darf mein Mann nicht." —

„Ich freue mich über Ihren verständigen Entschluß, liebe Frau Favart," sprach der heitere Komponist artig. „Und glauben Sie mir, wegen der Prinzessinnen, Herzoginnen und Gräfinnen brauchen Sie gar keine Angst zu haben, denn Sie selbst sind ja ein viel schöneres, niedlicheres und liebenswürdigeres Weibchen, als alle die vornehmen Damen des Hofes!"

So wurde denn nun das Weitere vereinbart. Favart verkaufte sein Häuschen und zog mit seiner Frau nach Paris. Guibert blieb in Argenteuil als Bäcker. Zum großen Leidwesen der guten Einwohner wurden aber seine Brode und Semmeln und Kuchen fortan immer kleiner,

und endlich waren sie ebenso klein wie die beiden anderen Bäder des Ortes, welche sich deshalb mit dem Eindringling bald ausföhnten. Jerome Favart aber wurde der berühmteste Opernfänger jener Zeit. In den Opern Lully's feierte er die schönsten Triumphe. Seine Einnahme stieg demzufolge von Jahr zu Jahr. Mit der Zeit wurde er auch Oberregisseur des großartigen Unternehmens.

Als Lully 1689 starb und seiner Frau eine halbe Million Livres hinterließ, die er mit dem Opernprivilegium verdient hatte, ging dies so vortheilhafte, Reichthum schaffende Privilegium nach des Meastro letztem Wunsch auf Jerome Favart über, welchen der sterbende Meister der Töne als den Würdigsten bezeichnete, der seine Schöpfung erhalten und geüchlich weiter führen könnte.

Als Frau Claudine dies Glück erfuhr, da sagte sie zu ihrem Manne: „Es war doch gut, es war doch schön, daß Meastro Lully Dich damals vom Bactrog wegholte!“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine unzerbrochene Vorlesung. — Der Dichter Legouvé, Mitglied am College de France zu Paris, wo er den Virgil erklärte († 1812), schrieb einst zum Preise der Damen ein Gedicht in mehreren Gesängen, betitelt: „Das Verdienst der Frauen.“ Ehe er dieses Gedicht drucken ließ, wollte er einem Freunde den ersten Gesang vorlesen. Kaum hatte er jedoch zu lesen begonnen und war bis zu dem Verse gekommen, welcher beginnt: „Wie soll das Glück des Chemanns ich schüßern!“ als seine Frau draußen nach ihm rief.

Er antwortete: „Sogleich!“ begann aber wieder zu lesen: „Wie soll das Glück — —“

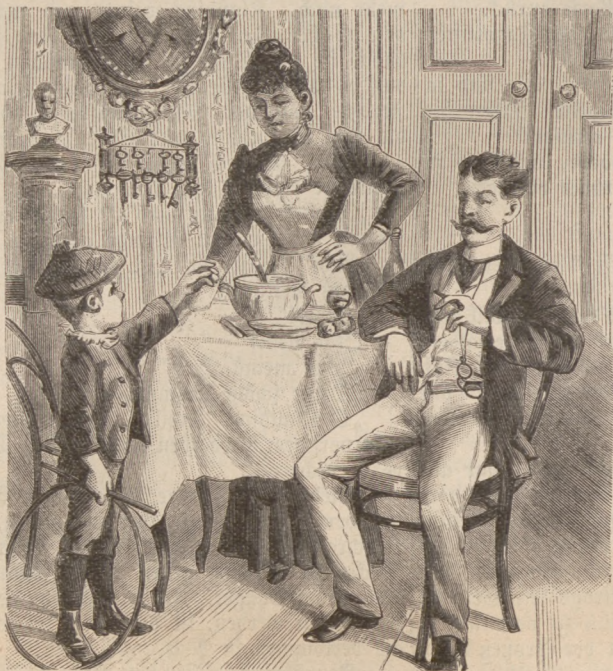
Ein verstärkter Ruf der Gattin, sofort zu kommen, unterbrach ihn jedoch auf's Neue. Nichtsdestoweniger begann er aber zum dritten Male: „Wie soll das Glück —“

Jetzt ward die Frau jedoch bitterböse und rief ihren Befehl mit so gellender Stimme durch die Thür, daß er endlich die Fassung verlor und ausrief: „Weiß! Du ärgerst mich noch zu Tode.“

Dennoch wollte er noch einmal die unglückliche Zeile wieder anfangen, aber sein Freund brach in ein unendliches Lachen aus und Legouvé mußte mitlachen. So schloß die Vorlesung. [—dn—]

Geheimrath Heim als Kunstkritiker. — In Berlin war einst der Sänger Georg Bender als Baritonist engagirt und als solcher kontraktlich verpflichtet, den „Don Juan“ zu singen. Er besaß weniger Talent, um so mehr aber Protektion. Durch Zufall

Humoristisches.



Ein Schlauberger.

Der kleine Karl wird auf die Post geschickt mit der Weisung, für die übergebenen zehn Pfennig einen Brief zu frankiren und diesen dann in den Kasten zu stecken. Nach einer Weile kommt Karl zurück, hält hocherfreut die zehn Pfennig in der Hand und sagt: „Papa, ich habe aufgepaßt, wie der Postsekretär nicht hingesehen hat, und dann den Brief unfrankirt in den Kasten gesteckt.“



Der wahre Grund.

Herr: Sagen Sie, Herr Baron, weshalb haben Sie denn die Tochter des reichen Kommerzienraths Siebert nicht geheiratet?
Baron: Pah — ist mir zu alt und zu häßlich und dann hat sie — mich auch nicht gewollt.

am er in die Familie des bekannten Doktors Heim, und bald verliebte sich die Tochter desselben in den Opernfänger; ihre Neigung fand Erwiderung, und Alles schien in der besten Ordnung. Aber der Geheimrath wollte von einer Verbindung nichts wissen, er behauptete steif und fest, daß das Theatervolk verschwenderisch und leichtsinnig, ja, daß jeder Schauspieler und Sänger ein geborener Don Juan sei. Er verweigerte daher den Segen, ging aber doch eines Tages oder vielmehr eines Abends in die Oper, um sich von dem Talente des Sängers, der gerade den „Don Juan“ zu singen hatte, zu überzeugen. Kaum aus dem Opernhause zurückgekehrt, setzte er an den jungen Mann sogleich ein Schreiben auf, welches wie folgt lautete:

„Mein Herr, ich habe soeben der „Don Juan“-Vorstellung im Opernhause beigewohnt. Sie bekommen meine Tochter, denn Sie sind absolut kein Don Juan.“

Das Ende der Geschichte war Verlobung und Familienglück, denn Heim hatte seine Einwilligung nicht zu bereuen, da Bender die Theaterlaufbahn aufgab und ein tüchtiger Kaufmann wurde. [—dn—]

Seine Zurechtweisung. — Als König Heinrich IV. von Frankreich in Paris mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zusammentraf, fragte er den Letzteren: „Ihr Deutschen thut wohl daran, zu uns zu kommen, um unsere Sitten und Sprache zu lernen; was sollten wir aber wohl von euch Deutschen lernen?“

Der Landgraf erwiderte trocken: „Bescheidenheit, Eure!“ [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 13:
Die Gesunden und Kranken haben ungleiche Gedanken.

Räthsel.

Es läuft und geht und steht
Und hat doch keine Füße,
Und wird an ihm gedreht,
Daß seinen Fehls es bühne,
Muß es dies still ertragen,
Pfeilt's manchmal auch zu schlagen,
Und zwar thut es dies oft
Viel eh'r, als du gehofft.

[W. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 15.

Buchstaben-Räthsel.

Schulze:
„He, alter Freund und Gönner, sprich
Von deiner Braut; wie nennt sie sich,
Und woher stammt sie eigentlich?“

Müller:
„Wie ich sie rufe, nennt ein Wort,
Das — fällt sein letztes Zeichen fort —
Dir kündigt ihren Heimathsort!“ [Oskar Leede.]

Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösungen von Nr. 13: des Logogriffs: Falter, Alter; des Buchstaben-Räthfels: Magnet, Magnat.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.